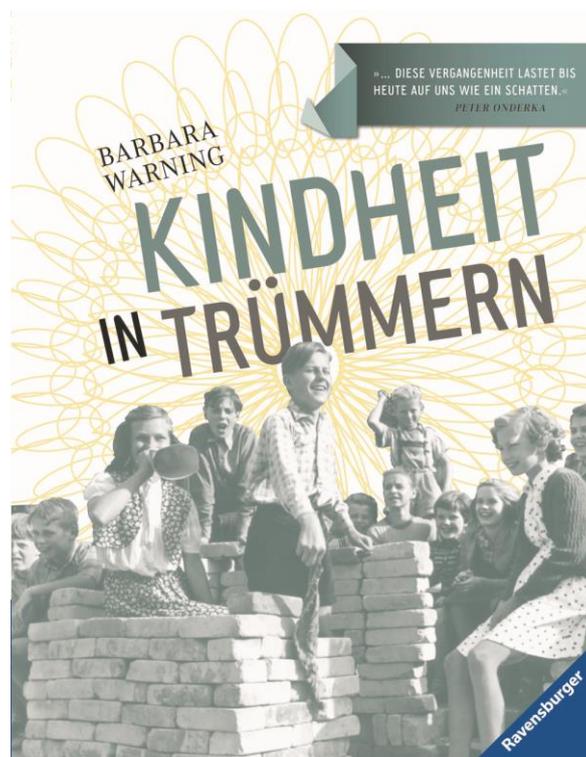


Leseprobe

Barbara Warning
Kindheit in Trümmern

Ravensburger Buchverlag, Ravensburg 2015
ISBN 978-3-4735-5375-4

S. 6-7 & 12-19 & 42-53



»Wir sind die Letzten. Fragt uns aus.«
Vorwort von Barbara Warning

Vor 70 Jahren endete der Zweite Weltkrieg in Europa. Der von den Deutschen begonnene Krieg hinterließ 55 Millionen Tote weltweit, sechs Millionen ermordete Juden, Millionen verwundete und traumatisierte Menschen, Millionen Heimatlose sowie einen Kontinent in Trümmern. 70 Jahre sind eine lange Zeit. In Deutschland wird inzwischen die dritte Generation nach dem Krieg geboren, für die ein freier, freundschaftlicher Umgang mit ihren europäischen Nachbarn selbstverständlich ist. Ein Krieg mit ihnen ist für sie unvorstellbar. Warum also sollen junge Deutsche sich mit dem längst vergangenen Krieg beschäftigen?

Weil Frieden nicht selbstverständlich ist, sondern harter Arbeit gegen Vorurteile und Abgrenzungen bedarf. Weil nur im Wissen, wie furchtbar ein Krieg ist, vermieden werden kann, den Frieden aufs Spiel zu setzen. Weil unsere Gegenwart bestimmt wird durch unsere Vergangenheit.

Es ist die Generation der Großeltern, denen der Krieg eine schwer belastete Kindheit und Jugend bescherte. Wir müssen sie befragen, solange sie von diesen Erlebnissen noch berichten können. Denn die Schilderung eines einzelnen Schicksals ist eindruckvoller, als es eine wissenschaftliche Abhandlung über die Nachkriegszeit je sein könnte.

Das Wort Hunger ist abstrakt. Was besagen schon Lebensmittelmarken und eine Zuteilung von 1000 Kalorien am Tag? Was Hunger wirklich bedeutet, veranschaulicht eine Erinnerung meines Vaters. Er hatte als kleiner Junge 1946 nur einen Geburtstagswunsch: ein Brot ganz für sich allein. Meine Großmutter konnte ihm diesen Wunsch nicht erfüllen. Es gab nicht genug, er musste teilen.

Die Deutschen haben den Krieg begonnen und entsetzliche Verbrechen begangen. Sie traf der Fluch der bösen Tat. So bekamen sie die Rache der Sieger zu spüren für die im deutschen Namen zuvor ausgeübte Unterdrückung und Zerstörung.

Denn Kriege führen immer zu einer Verrohung und Abstumpfung gegen Gewalt bei allen Beteiligten. Ein Menschenleben zählt dann kaum etwas. Aber gegenseitige Schuldzuweisungen und Aufrechnen von Leiden und Opferzahlen sind nicht sinnvoll. Sie führen nur zu neuen Vorwürfen und Ungerechtigkeiten.

Dabei sind die Auswirkungen auf jeden Einzelnen furchtbar. Die Schrecken des Krieges und der mühsame Neubeginn in der Nachkriegszeit dürfen deshalb nicht vergessen werden. Mit jedem Menschen, der schweigt, der nicht gefragt wird, geht ein Stück Vergangenheit verloren.

Darum berichten die Zeitzeugen in diesem Buch über ihre Erlebnisse als Kinder und Jugendliche in der Zeit zwischen 1939 und 1955. Jeder von ihnen hat sein ganz persönliches Schicksal und steht doch für Millionen, denen Ähnliches widerfuhr. Ein Anspruch auf Vollständigkeit wäre vermessen, aber die 21 Zeitzeugen bieten ein breites Panorama dieser Zeit. Wichtige Orte und Momente der Kriegs- und Nachkriegszeit sind vertreten. Denn um die Zustände unmittelbar nach Kriegsende zu verstehen, muss man wissen, was diese Kinder während des Krieges erlebten.

Kinder sind immer die Opfer von Kriegen. Sie haben unter den Folgen zu leiden, ohne dass sie eine persönliche Schuld trifft. Millionen Kinder erfuhren in den Jahren des Krieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit massive Gewalt an sich und in ihrer Umgebung. Aber über ihre traumatischen Erfahrungen wurde damals kaum gesprochen. Es galt, ein zerstörtes Land wieder aufzubauen, ein neues Leben zu beginnen. Erinnerungen an die Vergangenheit störten nur. Wenn überhaupt erinnert wurde, standen das eigene Leiden und der Verlust der Heimat im Vordergrund.

Die Verbrechen der Nazi-Zeit wurden verdrängt. Über die Verfolgung und Ermordung von als minderwertig geltenden Menschen, waren es nun Juden, Slawen oder Behinderte, wurde nicht gesprochen. Die Konzentrationslager, in denen Ju-

den, Sinti und Roma, Slawen, Homosexuelle, politische Gegner, Zeugen Jehovas und viele andere gelitten hatten, waren kein Thema. Und wenn, dann war das alles ganz weit weg im Osten geschehen, davon hatte angeblich keiner etwas gewusst. Aber dem war nicht so. Es geschah überall. Denn das System der KZs hatte sich wie ein Spinnennetz über das gesamte Deutsche Reich gelegt.

Aber die Schrecken der Vergangenheit sind nicht so leicht zu unterdrücken. Bei manchen äußerten sie sich in körperlichen Beschwerden, die unmittelbar nach dem Krieg begannen. Andere, wie mein Vater, konnten mit ihren Kriegserlebnissen lange gut umgehen. Familie und Karriere standen im Vordergrund. Erst im Alter kamen die Ängste aus der Kindheit bei ihm wieder zum Vorschein. Plötzlich hatte er entsetzliche Albträume vom Krieg, deren Bilder ihn auch tagsüber verfolgten.

Die erlittenen Traumata dieser Generation machen sich aber auch im Alltag bemerkbar. Kaum jemand, der in seiner Kindheit gehungert hat, kann Lebensmittel wegwerfen. Bei uns zu Hause wurde die Käserinde hauchdünn abgeschnitten, damit ja nichts Essbares im Abfall landete.

Die Mutter einer Freundin ist eine hervorragende Köchin. Nie würde sie ihrer Familie Fertiggerichte vorsetzen. Aber in ihrer Speisekammer stapeln sich Dosen. Sie will sie nicht essen, sie braucht sie zu ihrer Beruhigung. Sollte der Notfall noch einmal eintreten, hat sie einen Vorrat und muss nicht hungern.

Meine Mutter musste ihre Hausaufgaben auf Zeitungspapierblätter schreiben. Wenn ich ein Papier wegwarf, das nicht vollständig auf beiden Seiten beschrieben war, fischte sie es aus dem Papierkorb und rief: »Das ist reine Verschwendung. Als ich in deinem Alter war, wäre ich dafür dankbar gewesen.« Als ein Freund vor Kurzem einen kaputten Toaster wegwarf, meinte seine Mutter, den solle er lieber aufheben, vielleicht könne er ein Ersatzteil noch verwenden. Das entrang ihm den Stoßseufzer: »Mama, der Krieg ist vorbei.«

Ja, der Krieg ist seit 70 Jahren vorbei, aber diese Zeit muss in Erinnerung bleiben für die Generationen, die das Glück haben, nie einen Krieg erlebt und durchlitten zu haben.

Wir sind die Letzten.

Fragt uns aus.

Wir sind zuständig.

Wir tragen den Zettelkasten

mit den Steckbriefen unserer Freunde

wie einen Bauchladen vor uns her.

Forschungsinstitute bewerben sich

um Wäscherechnungen Verschollener,

Museen bewahren die Stichworte unserer Agonie

wie Reliquien unter Glas auf.

Wir, die wir unsere Zeit verträdelten,

aus begreiflichen Gründen,

sind zu Trödlern des Unbegreiflichen geworden.

Unser Schicksal steht unter Denkmalschutz.

Unser bester Kunde ist das

schlechte Gewissen der Nachwelt.

Greift zu, bedient euch.

Wir sind die Letzten.

Fragt uns aus.

Wir sind zuständig.

HANS SAHL

Die Schilderungen der Zeitzeugen in diesem Buch sind Erinnerung und Mahnung zugleich: Kriege müssen verhindert werden. Leider kann es überall geschehen und es passiert immer wieder. Denn wenn die Zeiten hart sind, schlägt die Stunde derer, die einfache Antworten auf schwierige Fragen geben, die Schuld bei anderen suchen, Fremde oder vermeintlich Fremde ausgrenzen und diskriminieren. Schon bei den ersten Anzeichen muss man dagegen angehen. Denn, und auch das ist eine Lehre aus der Nazi-Zeit, wenn ein Terrorregime erst einmal etabliert ist, braucht es Heldenmut, um Widerstand zu leisten. Den aber haben nur die wenigsten. Deshalb muss gelten:

»Wehret den Anfängen. Nie wieder Krieg.«



- 1934 Geburt in Grundensee (Ostpreußen)
- 1945 Flucht aus Ostpreußen
- 1949 Schulabschluss Volksschule
- 1950 Hauswirtschaftslehre
- 1951–1954 Lehrstelle Amtsverwaltung Seedorf
- 1954–1960 Verwaltungsangestellte
- 1963–1978 Heimarbeit als Schreibkraft
- 1978–1997 Angestellte in einem Ingenieurbüro

Ilse Tamm Flucht über die Ostsee

»Anderen Flüchtlingen aus Ostpreußen ist Furchtbares widerfahren. Sie wurden von russischen Panzern überrollt, ermordet, vergewaltigt, verschleppt, erfroren auf dem Treck oder ertranken in der Ostsee. Das ist uns alles erspart geblieben. Wir sind immer knapp vor der Front marschiert und wurden von den russischen Truppen nicht eingeholt, weil meine Mutter immer weiterdrängte.«

Ilse Tamm war zehn Jahre alt, ihre ältere Schwester Elli war 13 und die jüngere Schwester Toni neun Jahre, als sie nach ihrer drei Monate dauernden Flucht aus Ostpreußen unbeschadet Holstein erreichten. Dies verdankten sie vor allem der Entschlossenheit ihrer Mutter. Sie trieb ihre Töchter unerbittlich vorwärts. »Weiter!« Auch wenn die Kinder erbärmlich froren in der eisigen Kälte. »Weiter!« Auch wenn ihnen die Füße vom stundenlangen Marschieren so wehtaten, dass sie kaum mehr laufen konnten. »Weiter!« Auch wenn es eine Möglichkeit zum Ausruhen gab.

Denn die Mutter wusste, dass die russische Armee unaufhaltsam vorrückte. Jede Verzögerung bei der Flucht vergrößerte die Gefahr, doch noch von der Front überrollt zu werden. Denn die sowjetischen Truppen rückten in großem Tempo vor, dem die deutsche Wehrmacht gegen Ende des Kriegs erschöpft und ausgelaugt kaum etwas entgegenzusetzen hatte.

Um so schnell wie möglich vorwärts zu kommen, zögerte sie nicht, allen Besitz aufzugeben. Den vollgepackten, schweren Treckwagen ließ sie gleich am Anfang der Flucht in Ostpreußen stehen. Nun ging die Familie zu Fuß weiter oder fuhr mit dem Zug. So waren sie schneller und beweglicher als mit Pferd und Wagen. Sogar als ihr einziger Koffer mit den letzten Habseligkeiten in Swinemünde verloren ging, verschwendete sie keine Minute mit der Suche, sondern hastete mit ihren Töchtern zum Bahnhof, um den vielleicht letzten Zug Richtung Westen zu bekommen.

Frühe Evakuierung

Ilse Tamm wuchs auf dem Bauernhof ihrer Eltern in Grundensee im Osten Masurens auf, nicht weit entfernt von der russischen Grenze. Erst im August 1944 erreichte der Krieg diese idyllische Gegend.

»Damals zogen die ersten deutschen Flüchtlinge durch unser Dorf. Sie stammten aus dem heutigen Weißrussland und kamen auf der Flucht vor der heranrückenden sowjetischen Armee mit Treckwagen und ihren Kuhherden bei uns durch. Aber wir Kinder haben uns nichts dabei gedacht.«

Erst im November 1944 erhielten die Dorfbewohner den Befehl zur Evakuierung, da sowjetische Truppen sich auf ihrem Vormarsch der Grenze näherten. Die Mutter packte in aller Hast den Leiterwagen und spannte zwei Pferde an. Das restliche Vieh wurde losgebunden und sich selbst überlassen. »Das wurde angeordnet. Ich erinnere, dass die Kühe im Dorf vor Schmerzen schrien, weil sie nicht mehr gemolken wurden.«

Die Mutter fuhr auf dem Treckwagen mit dem verwitweten Schwiegervater und den drei Töchtern nach Kronau, einem weiter im Westen gelegenen Ort. Dort wurde ihnen ein kleines Zimmer zugewiesen, das nicht genug Platz für fünf Menschen bot. Deshalb blieb der Großvater allein in Kronau. Die Mutter fuhr mit ihren Töchtern zu ihrer Schwester Ida, die ein paar Dörfer weiter auf ihrem Bauernhof lebte. Die Familie lebte dort, bis Erich Koch, der Gauleiter in Ostpreußen, Ende Januar 1945 viel zu spät den Räumungsbefehl für Ostpreußen erteilte, getreu Hitlers Befehl, bis zum letzten Moment zu kämpfen und dem Feind freiwillig keinen Boden zu überlassen. Dies bedeutete den Tod für Tausende Menschen. Denn sowjetische Truppen hatten bereits mit der Eroberung Ostpreußens begonnen. Verbände der Roten Armee waren außerdem südlich an Ostpreußen vorbeigezogen und marschierten auf Berlin vor. Ostpreußen war damit auf dem Landweg abgeschnitten. Eine Weiterfahrt



Der Vater und Elli bei der Stroheinfuhr in Ostpreußen

mit dem Zug oder über die Landstraßen war nicht mehr möglich. Für die eingeschlossenen Bewohner Ostpreußens blieb nur ein Ausweg: die Flucht über die Ostsee.

Aber vor der rettenden Ostsee lag ein gewaltiges Hindernis: das Frische Haff. Dieses Binnenmeer liegt zwischen der Küste Ostpreußens und der Frischen Nehrung, einer vorgelagerten schmalen Landzunge. Schiffe fuhren nur von den Ostseehäfen auf der Nehrung. Die Flüchtlinge mussten deshalb das Haff überqueren, um ein Schiff zu erreichen.

Flucht durch Schnee und Eis

»Der Räumungsbefehl kam am 20. Januar. Mein Vater hatte meiner Mutter geschrieben, sie solle alles stehen und liegen lassen und so schnell wie möglich nach Nauen bei Berlin kommen, wo er als Soldat stationiert war. Er wusste schon, dass Deutschland nicht mehr zu retten war.«

Die Mutter fuhr mit den drei Töchtern zurück nach Kronau, aber der 80-jährige Großvater wollte nicht mit auf den Treck. Er sprach Russisch und meinte, dass ihm nichts geschehen würde. Die Mutter überließ ihm den Wagen und die Pferde. Sie wollte nicht warten, bis sich ein Treck formierte, sondern so schnell wie möglich weg. Die Mädchen füllten ihre Ranzen mit etwas Proviant und Wäsche. Die Mutter packte das Nötigste in einen Rucksack und zwei Taschen, und dann zogen sie los zur nächstgelegenen Bahnstation.

»Wir sind zu Fuß durch Eis und Schnee. Es war minus 25 Grad kalt. Wir hatten dicke Strümpfe und hohe Schnürschuhe an. Trotzdem haben wir gefroren und vor allem Angst gehabt. Es wurde früh dunkel und die ganze Zeit hörten wir den Kanonendonner. Die Front war ja nicht weit weg.«

Am Abend des 22. Januar konnte die Familie einen Güterzug besteigen. Er war bereits mit Flüchtlingen überfüllt. »Es lag kein Stroh in dem

Exkurs: Die Panik vor den Russen

Am 21. Oktober 1944 besetzte die sowjetische Armee das ostpreußische Nemmersdorf als einen der ersten Orte auf deutschem Gebiet. Als die Wehrmacht das Dorf zurückeroberte, fand sie alle Frauen und Kinder grausam ermordet vor. Die nationalsozialistische Propaganda nutzte dies Verbrechen, um die Angst vor den Russen zu schüren. Die Bevölkerung versuchte in Panik vor den vorrückenden sowjetischen Truppen zu fliehen. Der russische Schriftsteller Ilja Ehrenburg hatte zuvor in einem Aufruf an sowjetische Soldaten geschrieben: *Wenn du einen Deutschen getötet hast, bring den nächsten um – es gibt nichts Schöneres, als deutsche Leichen.* Bei der Eroberung des deutschen Ostens durch die Rote Armee kam es zu Massenvergewaltigungen und Massakern. Tausende wurden zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt.

Diese Verbrechen an der deutschen Zivilbevölkerung hatten allerdings eine Vorgeschichte: Am 22. Juni 1941 begann der deutsche Angriff auf die Sowjetunion. Der Feldzug war ein Vernichtungskrieg gegen die von den Nationalsozialisten sogenannten »slawischen Untermenschen«. Hunderttausende russische Kriegsgefangene wurden dem Hungertod preisgegeben und in Konzentrationslagern ermordet. Während der Belagerung Leningrads verhungerte und erfror ein Drittel der Bevölkerung. Wenn vermutet wurde, dass ein Dorf Partisanen unterstützte, wurden die Dorfbewohner in eine Scheune oder die Kirche getrieben und diese dann angezündet. Von den insgesamt 55 Millionen Toten des Zweiten Weltkrieges sind über 20 Millionen Russen, davon sieben Millionen Zivilisten.

Waggon. Dicht gedrängt hockte jeder auf einem Kofferchen oder einer Tasche. Mit uns war eine Frau mit Baby im Zug. Das Baby hat die ganze Nacht über geschrien. Mir war die Fahrt in dem dunklen Zug furchtbar unheimlich.«

Am frühen Morgen blieb der Zug stehen. Die Flüchtlinge mussten aussteigen. Sie sollten in das nächste Dorf gehen. »Ich sehe noch die Bahnstrecke, das große Schneefeld und im Hintergrund die Häuser. Wir marschierten los. Unterwegs haben die Leute ein kleines Feuerchen gemacht und Dokumente verbrannt. Meine Mutter auch. Ausweise und andere Papiere, auf denen ein Hakenkreuz war. Denn wir mussten ja annehmen, dass der Zug nicht mehr fährt, weil gleich die Russen kommen. Da hatten die Leute Angst, dass sie wegen der Papiere Schwierigkeiten bekommen. Plötzlich hörten wir einen lauten Knall. Wir haben erschrocken geguckt: Der Zug wurde gesprengt. Holz und Metallteile flogen durch die Luft. Wir sind dann weitermarschiert in das Dorf. Dort haben wir etwas zu trinken bekommen und sind dann gleich weitergezogen.

Wir Schwestern waren ja schon ein bisschen größer. Wir konnten laufen, auch wenn die Beine wehtaten. Unter den Flüchtlingen waren aber auch fünf- und sechsjährige Kinder und noch kleinere. Die konnten nicht weit laufen oder mussten getragen werden.«

Im Treck auf der Landstraße

Nach stundenlangem Marsch in eisiger Kälte erreichten sie abends Heilsberg. Die Stadt war verdunkelt. Sie lag bereits unter Beschuss der russischen Artillerie. Dröhnend laut wurden die Geschosse abgefeuert und flogen über die Köpfe der Flüchtenden. Der Nachthimmel wurde immer wieder erleuchtet, wenn ein Haus getroffen war. Die Mädchen liefen eng bei der Mutter. »Mami, was ist los? Mami, wir können nicht mehr!«

Aber die Mutter hielt nicht an. Sie wollte die Stadt so schnell wie möglich hinter sich lassen.



Die Schwestern Ilse, Toni und Elli (v.l.)

Irgendwann fanden sie eine Übernachtungsmöglichkeit in einer Schule. Soldaten und Flüchtlinge lagen dicht gedrängt auf den nackten Fußböden. »Wir haben uns so, wie wir waren, dazwischengelegt. Da bekamen wir auch mal einen Tritt ab, wenn sich jemand im Schlaf umgedreht hat.«

Am nächsten Morgen zogen sie weiter. Lange Wagenkolonnen zogen Richtung Westen. Tausende Frauen, Kinder und alte Leute flohen auf schwer beladenen Pferdefuhrwerken aus ihrer Heimat. Dazwischen viele Frauen, die mühsam Kinder- und Bollerwagen durch die verschneiten Straßen zogen. Viele der überladenen Fuhrwerke blieben im Schnee stecken. »Es war schwer durchzukommen. Wir haben uns an der Seite vorbeigeschlängelt. Unsere Mutter ging immer vornweg und hat den Weg gebahnt. Wir drei Mädchen sind hinterher gegangen, immer sehr eng an ihr dran. An dieses Durcheinander, die eisige Kälte und meine Angst erinnere ich mich gut.«

Über das gefrorene Haff

Die Familie hatte Glück im Unglück: Sie konnten auf Militärfahrzeugen eine weite Strecke mitfahren und gelangten fast bis an das Frische Haff. So erreichten sie Anfang Februar nach zwei Wochen Fußmarsch die Küste. Das Binnenmeer war zwar noch zugefroren, allerdings hatte bereits Tauwetter eingesetzt und auf dem Eis stand knöcheltief das Wasser. Würde das Eis halten? Für Iلس Mutter stand die Entscheidung fest: Sie mussten weiter.

In Kolonnen zogen die Flüchtlinge aufs Eis. Menschen schlidderten und fielen hin, Pferde glitten aus. Das Eis knackte laut und machte beängstigende Geräusche. Ängstlich rutschten die Mädchen neben der Mutter über das Eis. Auf der riesigen weißen Fläche gaben sie ein gutes Ziel für Jagdflugzeuge ab. Aber es war ein diesiger Tag, die grauen Wolken hingen tief über dem Meer. So wurden sie von Tieffliegern verschont, die bei dem Wetter keine Sicht hatten. Andere Trecks wurden beschossen, das Eis brach, und Menschen, Pferde und Wagen versanken im eiskalten Wasser. Nach sechs Stunden Marsch über das Eis erreichten sie bei Dunkelheit die Frische Nehrung, die Landzunge im Meer. Sie wanderten in den Wald und machten ein Feuer.

»Unsere Stiefel und Strümpfe, die langen Unterhosen, unsere Röcke und Mäntel, alles war pitsch-



Treck über das Eis des Frischen Haffs | Februar 1945

nass und vollgesogen mit Wasser. Wir versuchten, unsere eiskalten Füße und Beine am Feuer zu wärmen und die Sachen zu trocknen. Alles dampfte.«

Zum rettenden Hafen

In dieser Nacht im Wald trafen sie Tante Ida mit ihren Kindern. Die Tante war mit ihrem Treckwagen auch zwei Wochen unterwegs gewesen. »Wir sind alle am nächsten Tag weitergezogen. Aber sie war mit dem Wagen langsamer als wir. Die Wagen waren schwer beladen, sanken deshalb mit ihren Holzrädern im Sand ein und kamen nur mühsam voran. Viel später haben wir erst erfahren, dass es die Tante nicht bis in den Westen geschafft hat.«

Auf der Nehrung gab es am Strand einen Sandweg, auf dem die Treckwagen fuhren. Die Fußgänger gingen am Waldrand entlang. »Plötzlich sehe ich einen Soldaten am Waldrand liegen. Als ich hinschaue, merke ich, dass er tot ist. Das war der erste Tote, den ich gesehen habe. Mir klopfte das Herz. Ich bin zu meiner Mutter gerannt, aber vor lauter Angst konnte ich ihr nichts sagen. Deshalb hat sie sich auch gewundert, warum ich nicht mehr am Waldrand langgehen wollte.«

Gelegentlich kamen Soldaten auf Panjewagen. Sie hatten Gummireifen und waren deshalb schneller als die Treckwagen. Alle Fahrzeuge und Fußgänger mussten den Soldaten Platz machen. Die Soldaten hielten aber an und nahmen die Kinder mit. »Wir kauerten uns auf den Wagen, auf dem hinten verwundete Soldaten lagen. Es ruckelte und schaukelte, und wir mussten aufpassen, dass wir nicht die Verwundeten anstießen.«

So erreichten sie nach einigen Tagen Kahlberg. Etwas weiter südlich verlief bereits die Front. Nun ging es zu Fuß nicht mehr weiter. Es blieb nur der Seeweg.

Fahrt mit dem Schiff bis Danzig

Kahlberg war ein kleiner Badeort auf der Nehrung mit einem Hafen. Hier wurden die Flüchtlinge mit Essen und Getränken versorgt. Der Hafen konnte

»Ich habe auf der Flucht als Kind von zehn Jahren noch nicht viel verstanden von dem, was um mich herum geschah. Aber dass gerade etwas ganz Schlimmes passierte, das habe ich damals sehr wohl begriffen.«

ILSE TAMM | 23. SEPTEMBER 2011

nur von kleinen Schiffen angelaufen werden, die sofort restlos überfüllt waren. Deshalb wurden Passierscheine ausgestellt. Jugendliche und Alleinstehende durften nicht mitfahren, sie wurden für die Betreuung der Flüchtlinge eingeteilt. Zuerst kamen verwundete Soldaten an Bord, dann Frauen mit Kindern.

Die Flüchtlinge drängten sich auf die Schiffe. Sie hatten gehofft, auf den überladenen Schiffen weit in den Westen fahren zu können, aber sie kamen nur bis Neufahrwasser in der Nähe von Danzig. Dort mussten alle aussteigen, denn die Schiffe fuhren zurück nach Kahlberg, wo Tausende verwundete Soldaten und Flüchtlinge auf sie warteten.

Notkonfirmation

Von Neufahrwasser aus nahm die Familie einen Zug, mit dem sie nach Berlin zum Vater fahren wollte. Aber sie kamen nicht weit. In Stolp in Pommern endete die kurze Fahrt. Die weiterführenden Strecken waren gesperrt, weil dort schon die Russen standen. Die Mutter und ihre drei Töchter saßen fest.

In Stolp wurden sie in der Apotheke am Marktplatz einquartiert. »Wir bekamen zu viert das Arbeitszimmer des Apothekers, in dem natürlich keine Betten standen. Deshalb wurde etwas Stroh auf den Boden gestreut, dazu bekamen wir Wolldecken zum Zudecken.«

Das Essen holten sie sich bei einer Verpflegungsstelle am Markt ab. Dort hörte die Mutter zufällig,

dass Kinder in Stolp notkonfirmiert werden könnten. Ihre Mutter meldete die älteste Tochter Elli an. Der Pastor gab noch einige Unterrichtsstunden, dann wurde Konfirmation gefeiert. Die Mutter konnte sogar eine Torte auftreiben. Aber die Front rückte immer näher.

»Es war klar, dass es nur noch eine Frage von Tagen war, wann die Stadt eingenommen werden würde. Deshalb öffneten die Läden zum Ausverkauf, bevor die russischen Soldaten plündern kämen. Sonst durfte man nur auf Bezugsschein einkaufen, jetzt konnten wir kaufen, was wir wollten. Wir hatten ja aus Ostpreußen so gut wie nichts mitgenommen. Nun kaufte unsere Mutter für uns Kleidung und für Elli ein hübsches Konfirmationskleid. Da wir kaum Gepäck dabei hatten, musste sie auch noch einen Koffer kaufen, um alles einpacken zu können.«

Der Geschützdonner der nahen Front war in der Stadt immer lauter zu hören. Wegen der Konfirmation hatte sich die Mutter viel länger als geplant in Stolp aufgehalten. Jetzt drängte sie zur Weiterfahrt. Am 5. März, einen Tag nach der Konfirmation, verließ sie die Stadt mit ihren Töchtern. Nur drei Tage später wurde Stolp von der Roten Armee eingenommen.

Es gab keine Möglichkeit mehr, mit dem Zug oder zu Fuß in den Westen oder Süden zu gelangen. Ihnen blieb nur die Flucht über das Meer. So fuhren sie mit einem Bummelzug an die Küste nach Stolpmünde.

Fahrt mit dem Schiff

»Am Hafen wartete eine riesige Menschenmenge, um Schiffskarten zu bekommen, ohne die kam man nicht aufs Schiff. Es wurde Nacht, aber die endlose Schlange bewegte sich nicht. In der Nähe standen kleine Umkleidehäuschen am Strand. Um etwas Schutz in der Nacht zu haben, lief Mami mit uns zu so einem Häuschen. Es war so klein, dass wir gerade hineinpassten. Immer abwechselnd saßen zwei auf dem Koffer, die anderen beiden lehnten stehend an der Wand. Es war bitterkalt. Wir waren erkältet und husteten die ganze Nacht. Am nächsten Morgen waren wir schnell wieder am Hafen.

Die Wilhelm Gustloff

Sowjetische U-Boote torpedierten 1945 mehrere Flüchtlingschiffe auf der Ostsee. Die meisten Toten forderte der Untergang der *Wilhelm Gustloff* am 30. Januar mit 9000 Toten, der *Steuben* am 10. Februar mit 3600 Toten, der *Goya* am 16. April mit 6600 Toten. Zum Vergleich: Beim Untergang der *Titanic* 1912 starben 1500 Passagiere.

Dort stand immer noch die Riesenmenge Menschen. Erst wurden Frauen mit kleinen Kindern aufgerufen. Aber wir waren schon groß. Wir durften nicht mit. Dann wurden schwangere Frauen mit Kindern aufgerufen. Da schrie Mami laut: »Ich bin schwanger und habe drei Kinder!« Meine Mutter war schlank, aber sie hatte ein bisschen Bauch. Den streckte sie vor und lief mit uns nach vorn. Wir bekamen die Karten und durften aufs Schiff.

Das Schiff war so groß, dass es nicht in den Hafen einlaufen konnte. Wir mussten deshalb in kleine Boote steigen. Es schaukelte fürchterlich. Dann kamen wir zum Schiff. Von oben hingen Strickleitern. Wir mussten aus dem schwankenden Boot auf die Strickleiter und uns dann nach oben hangeln. So hievte man uns an Bord. Mein Herz klopfte wie wild und ich hatte furchtbare Angst.

Auf dem Schiff kamen wir in einen großen Raum. An den Seiten waren Kojen, immer drei übereinander. Jede Familie bekam eine Koje zugeteilt, aber nur stundenweise, dann wurde gewech-



Flüchtlingsschiff auf der vereisten Ostsee | Januar 1945

selt, damit alle mal liegen konnten. Nachts ging die Fahrt endlich los.

Vor Kolberg standen schon die Russen. Als wir vorbeifuhren, wurden wir von ihnen beschossen. Die Sirenen gingen, das Schiff wurde verdunkelt und alle Luken dicht gemacht. Dann bekamen wir schlechtes Wetter und hohen Seegang. Wir saßen eingepfercht eng nebeneinander. Die Erwachsenen werden zuerst seekrank. Wir Kinder hielten länger durch, aber dann spuckten wir auch. Allein von dem Gestank wurde einem schlecht. Endlich wurde die See ruhiger. Wir Schwestern bekamen eine Koje und konnten uns ein bisschen ausruhen. Unsere Mutter saß die ganze Zeit auf dem Koffer. Bis Swinemünde sind wir gefahren. Da mussten wir wieder runter vom Schiff und sind in die Stadt gegangen.«

Rettung in letzter Minute

Gegen Abend hieß es: Das Schiff bleibt im Hafen, Kinder können an Bord und dort schlafen. Denn es gab in der mit Flüchtlingen überfüllten Stadt keine Übernachtungsmöglichkeiten. Die drei Schwestern gingen zurück aufs Schiff, während die Mutter mit dem Gepäck in der Stadt blieb. Mitten in der Nacht erfuhr sie, dass doch noch ein Zug käme. Sie ließ alles liegen, rannte zum Schiff, riss ihre Töchter aus dem Schlaf und hastete mit ihnen zurück in die

Stadt. Ihr Gepäck fand sie im Gewühl der vielen Menschen nicht mehr. Aber sie hielt sich nicht mit der Suche auf und lief mit den drei Mädchen zum Bahnhof.

»Der Koffer war weg mit all den schönen neuen Sachen. Aber meine Mutter hat es richtig gemacht. Sie hätte sagen können: ›Ich lasse die Kinder schlafen. Sie sind so erschöpft. Wir nehmen morgen den nächsten Zug.‹ Stattdessen hat sie uns geholt. Damit hat sie uns das Leben gerettet. Denn ich weiß nicht, ob danach noch ein Zug ging. Zwei Tage später wurde Swinemünde bei einem Bombenangriff zerstört. Die Schiffe mit all den Flüchtlingen an Bord wurden versenkt. Da gab es viele Tote und Verletzte. Wir sind diesem Grauen in letzter Minute entkommen.«

Sie bestiegen einen Güterzug, der Richtung Westen fuhr. Sie hatten kaum Platz, aber das war egal. Wichtig war nur, weiterzukommen.

In die neue Heimat

Der Zug fuhr bis Parchim in Mecklenburg. »Wir mussten in eine Entlausungsanstalt. Nach fast zwei Monaten auf der Flucht waren wir total verdreckt. Wir kamen in einen Duschaum, Jung und Alt und viele Kinder. Dann kam das Wasser von oben. Unsere Kleidung kriegten wir desinfiziert wieder.«

Sie bekamen ein Zimmer zugewiesen. Dort feierte Ilse am 15. März ihren elften Geburtstag. Die Mutter buk aus gekochten Kartoffeln, vermischt mit etwas Mehl und einem Ei, sogar eine Geburtstagsstorte. »Es war ganz bescheiden, aber wir konnten, wie bei der Konfirmation, ein bisschen feiern.«

Der Aufenthalt war nicht von langer Dauer, denn in Parchim wurde ein großer Flüchtlingstreck erwartet. Für die neuen Flüchtlinge musste Platz geschaffen werden. Ilse und ihre Familie stiegen Ende März in einen Zug nach Hamburg. »Im Nachhinein war es unser großes Glück, dass sie uns weggeschickt haben. Denn nach Mecklenburg kamen zwar erst die Amerikaner, aber die haben das Land später den Russen übergeben. Wir wären

also, nachdem wir so weit geflüchtet waren, doch noch in der sowjetischen Zone gelandet. Dann wäre alles vergebens gewesen. Aber so kamen wir in den Westen.«

Die Zugfahrt endete in Hamburg. »Wir Kinder saßen zitternd vor Angst im zerstörten Hauptbahnhof.« Von Hamburg aus wurden die Flüchtlinge mit Lastwagen in die Dörfer im Umland gebracht und dort verteilt. Ilse Tamm und ihrer Familie wurde bei einem Bauern in Dithmarschen ein Zimmer zugewiesen. »Damit war unsere Odyssee zu Ende.«

Die Rettungsaktion der Marine

Nach dem Krieg entstand die Legende, dass es 1945 Hauptziel der deutschen Kriegsmarine gewesen war, Millionen Flüchtlinge über die Ostsee zu retten. Tatsächlich räumte Großadmiral Karl Dönitz erst am 6. Mai, zwei Tage vor Kriegsende, der Rettung von Flüchtlingen erste Priorität ein. Bis dahin hatten Belange der Kriegsmarine und Wehrmacht Vorrang, um weiter gegen die vorrückende Rote Armee zu kämpfen.



Das einzige gerettete Foto der Schwestern mit ihrer Mutter

Verlorene Kinder

»Ich wurde Ende Januar 1945 an der Landstraße zwischen Elbing und Marienburg gefunden. Ich war ungefähr drei Jahre alt, trug einen dunkelblauen Mantel und eine blaue Strickmütze mit weißem Bommel. Meine Mutter nannte mich *Butzi*. Weiß jemand, wer ich bin?«

Der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes führt bis heute eine Liste mit Menschen, die weder wissen, wie sie heißen, noch woher sie stammen oder zu welcher Familie sie einmal gehörten. Hunderttausende Kinder wurden durch den Zweiten Weltkrieg zu Waisen. Ihre Väter fielen an der Front, ihre Mütter, Großmütter und Tanten starben im Bombenhagel, verhungerten und erfroren, verunglückten bei der Flucht oder wurden ermordet. Viele Kinder gingen im Inferno der brennenden Städte oder im Chaos auf der Flucht verloren. Die Suche nach ihren Familien dauerte für manche viele Jahre.

Der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes konnte seit Kriegsende rund 500 000 Kinderschicksale klären. Die Organisation verfügt inzwischen über eine Datenbank mit 50 Millionen Karteikarten. Trotzdem sind noch immer 1,3 Millionen deutsche Schicksale ungeklärt. Darunter 4000 Kinder.

Besonders schwierig war es, die Herkunft der sogenannten Findelkinder herauszufinden: Kinder, die zu klein waren, um sich an ihren Namen, ihren Geburtstag oder eine Adresse zu erinnern. Sie wurden allein in Ruinen entdeckt oder auf dem Treck von anderen Flüchtenden im Straßengraben aufgelesen und mitgenommen. Der Suchdienst hatte 33 000 Findelkinder in seiner Kartei. Der großen Mehrzahl konnte im Lauf der Jahre ihre Identität zurückgegeben werden. Aber noch immer wissen 600 von ihnen nicht, wer sie sind. Sie leben bis heute unter einem angenommenen Namen und geschätzten Geburtstag.

Eine besondere Gruppe der Kriegswaisen bildeten die sogenannten Wolfskinder. Sie wurden in Ostpreußen von ihren Familien getrennt. Ihre Familienangehörigen waren entweder gestorben oder verschleppt worden, oder sie hatten sie auf der Flucht verloren. Selbst wenn sie den Weg zurück nach Hause fanden, hatten sie keine Lebensgrundlage, denn die viel zu knapp bemessenen Lebensmittel gab es von der sowjetischen Verwaltung nur für die arbeitende Bevölkerung. Die Kinder versuchten sich durch Betteln zu ernähren, von zufälligen Lebensmittelfunden in den Kellern zerbombter Häuser oder vom Abfall

der sowjetischen Kasernen. Die Russen griffen Hunderte Wolfskinder auf und brachten sie zunächst in Kinderhäusern unter. 4700 Kinder gelangten in mehreren Transporten in die sowjetische Besatzungszone.

Tausende Kinder gingen illegal in die baltischen Sowjetrepubliken, um dort zu betteln oder für Essen zu arbeiten. Laut Sowjetpropaganda waren die Deutschen Staatsfeinde. Trotzdem nahmen viele Familien in Litauen deutsche Kinder auf und gaben sie zu ihrem Schutz als Verwandte aus. Viele Wolfskinder dienten als billige Arbeitskräfte auf Bauernhöfen, konnten nicht mehr zur Schule gehen und verlernten ihre Muttersprache. 1951 konnten rund 3000 Wolfskinder aus Litauen in die DDR ausreisen.

Die Versorgung der Waisen in Deutschland war sehr schwierig, weil viele Heime durch Bombenangriffe zerstört waren. Es gab kaum Heizmaterial und die Kost war wegen der Lebensmittelknappheit karg. Zahlreiche Kinder wurden von ihren verschollenen Müttern mithilfe des Suchdienstes wiedergefunden oder ihre vermissten Väter kamen aus der Gefangenschaft zurück. Aber vielen tausend Kindern hatte der Krieg alles genommen: ihre Familie, ihre Heimat und einigen auch ihre Identität.



Kartei des Kindersuchdienstes | 1957



- 1933 Geburt in Osterode (Ostpreußen)
- 1944 Evakuierung nach Westpreußen
- 1946 Vertreibung nach Mecklenburg
- 1947 Ausreise in die englische Zone
- 1951 Schulabschluss
- 1951–1954 Lehre
- 1968–1973 Studium der Religionspädagogik
- 1973–1993 Religionslehrerin
- 2012 Tod auf Sylt

Ursula Heller Als Wolfskind in Polen

Ursula Heller sieht gern Katastrophenfilme im Fernsehen. Die findet sie so beruhigend. Denn in völlig auswegloser Lage erscheint ein starker Held und rettet unter Einsatz des eigenen Lebens die vom Tode Bedrohten. Ihre eigene Kindheit entspricht einem Katastrophenfilm. Nur dass kein strahlender Held kam, um ihr zu helfen. Sie musste selbst im Alter von zwölf Jahren zur Heldin werden, um sich und ihre beiden kleinen Geschwister zu retten.

Die Tragödie ihrer Kindheit begann 1944 im ostpreußischen Insterburg. Ursula Heller war die Älteste von vier Geschwistern. Ihr Bruder Horst starb im Sommer an Diphtherie. Am Tag seiner Beerdigung kam die Mutter mit Wehen ins Krankenhaus und Ursula musste allein ihren Bruder beerdigen. Der neugeborene Junge starb beim schweren Bombenangriff auf Insterburg im Juli 1944. »Er ist im Luftschutzkeller erstickt. Da hatte meine Mutter nur noch uns drei: mich, meine

Schwester Ruth, acht Jahre alt, und Klaus, der war sechs. Für mich ist das Sterben meiner Brüder ein Vorspiel gewesen für all das, was später Grausames auf mich zukam.«

Die Familie wurde im Spätsommer aus Ostpreußen evakuiert und gelangte nach Riesenburg in Westpreußen, wo die Großmutter von Ursula Heller noch lebte. »Damals war alles noch organisiert. Wir konnten Gepäck mitnehmen. In Riesenburg haben wir noch Weihnachten gefeiert. Aber am 19. Januar waren die Russen bereits im Nachbarort. Wir mussten fliehen.«

Flucht nach Pommern

Mit den Kindern und etwas Handgepäck rannte die Mutter zum Bahnhof. »Es kam ein Personenzug, der war so voll, selbst zwischen den Puffern standen sie. Verwundete Soldaten haben uns durchs Fenster hineingezogen, denn an den Türen hingen Trauben von Menschen.«



Ursula Heller auf dem Arm ihrer Mutter

Die Fahrt ging bis Dirschau südlich von Danzig. Nach wenigen Wochen führte sie die nächste Etappe der Flucht bis Köslin in Pommern. »Da wurden wir wieder eingeladen, weil es hieß: »Der

Russe kommt nicht, der wird die Weichsel nicht überschreiten, dafür sorgt Hitler.« Wie sie uns mit Gehirnwäsche bearbeitet haben, das ist nicht zu fassen.«

Nach zwei Wochen war die Front bedrohlich nahe gerückt und die Familie floh in einem Güterzug. »Wir mussten stehen, aber umfallen konnten wir nicht, so voll waren die Waggons. Am schlimmsten aber war die Toilettenfrage. Man kam ja nicht raus. Das war ein Gestank, Weinen und Schreien.«

Sie fuhren zunächst Richtung Süden. Da war aber schon Kampfgebiet und der Zug wurde beschossen. Deshalb wich der Lokführer nach Norden aus. Kurz vor Kolberg endete im März ihre Fahrt auf freier Strecke.

Der Verlust der Mutter

Der Zug konnte nicht mehr in die Stadt fahren, denn der Bahnhof war verstopft mit Zügen. Tag und Nacht mussten die Flüchtlinge in den Waggons



Ursula, Ruth und Klaus (v.l.) mit ihrer Mutter. Rechts der 1944 verstorbene Bruder Horst

ausharren. Der Schnee lag hoch, es war eiskalt. »Es gab keinen Platz, um sich hinzulegen. Wir haben im Sitzen geschlafen und uns gegenseitig gewärmt. In unserem Waggon gab es sogar noch eine

Die Festung Kolberg

Die Stadt an der Ostseeküste hielt der Belagerung durch napoleonische Truppen Anfang des 19. Jahrhunderts stand. Von diesem Ereignis drehte der Regisseur Veit Harlan einen Propagandafilm, der am 30. Januar 1945 Premiere hatte. Er sollte den Durchhaltewillen der Deutschen in ihren belagerten, zerstörten Städten stärken.

Entbindung.« Der mitgenommene Proviant war bald aufgegessen. In den ersten Tagen konnten die Flüchtlinge noch Lebensmittel in einem nahe gelegenen Dorf erhalten.

»Aber nach acht Tagen bekamen wir dort nichts mehr. Bis dahin hatten wir uns nicht getraut, weiter weg vom Zug zu gehen, er hätte ja plötzlich weiterfahren können. Aber jetzt war der Hunger so groß, dass einige Frauen beschlossen, an den Bahngleisen entlang nach Kolberg zu gehen. Denn es gab das Gerücht, dass ein Bäcker dort seine Mehlvorräte verbuk, bevor die Russen kamen. Also ist auch meine Mutter losgegangen. Wir drei Kinder blieben im Zug.«

Die Russen stürmen den Zug

»Mutti ist weg. Es ist alles ruhig, still und schön. Da gehe ich raus in den Schnee. Plötzlich sehe ich gebückte dunkle Gestalten laufen. Sie sind zu weit weg, um sie zu erkennen. Erst denke ich, es sind Leute aus dem Dorf, aber es sind russische Soldaten. Die graben Löcher, um die Stalinorgeln aufzustellen. Sie bilden die vorderste Front für Kolberg. Für einen Moment ist alles noch so still. Aber dann nehmen die Russen unseren Zug ein. Sie reißen die Türen auf, brüllen russische Worte, nehmen sich die Frauen, greifen nach den Uhren. Dann heißt es, wir müssen aussteigen, der Zug wird jetzt gesprengt. Ich nehme aus unserem Koffer für jeden von uns ein Paar Ersatzschuhe und stopfe sie den Geschwistern in die Manteltaschen. Dann nehme

ich noch ein Messer mit und springe hinaus. Es gibt ein furchtbares Geschrei. Denn die wenigen Männer im Zug, alle sind schon alt, werden totgeschlagen, die Frauen vergewaltigt. Wenn eine Frau ein junges Mädchen beschützen will, bekommt sie die Koppel drüber. Da ist so viel Blut in dem weißen Schnee.«

Verwundet zwischen den Fronten

Die Überlebenden wurden in den nahen Wald getrieben. Ursula folgte mit ihren Geschwistern so langsam wie möglich. Denn sie wartete auf ihre Mutter. »Mir war klar, dass wir im Wald erschossen werden. Ich hoffte, dass Mutti bald käme und uns einholt, dann müssten wir Kinder nicht alleine sterben, sondern gingen alle zusammen mit ihr in den Tod.«

Die Kinder bildeten das Ende der Kolonne. Sie kamen an einem Bauernhof vorbei. Ursula ging mit ihren Geschwistern hinein. »Ich habe der Bäuerin, einer jungen Polin, erzählt, dass wir auf unsere Mutter warten. Da hat sie mir ein gezuckertes rohes Ei geschenkt.

Dann begann der Angriff auf Kolberg. Wir waren zwischen den Fronten. Die Kugeln flogen uns von beiden Seiten um die Ohren. Die Mutter mit dem im Zug geborenen Baby flüchtete in ein Nebengebäude. Diese Scheune bekam einen Volltreffer und die Frau ist mit ihrem Kind elendiglich umgekommen. Dann krachte auch der Bauernhof zusammen. Ich wurde verletzt und hatte eine große, tiefe Fleischwunde am Bein. Meine Geschwister krochen aus irgendwelchen Ecken hervor. Sie waren blutig, völlig verschrammt. Ich habe sie an der Hand genommen und bin den anderen hinterher in den Wald gerannt.

Wenn man im Wald mal ein bisschen Himmel sah, war er feuerrot. Die Leute haben gesagt, so muss es in der Hölle sein. Wir mussten dicht an den Stalinorgeln vorbei. Sie waren so laut, dass ich das Gehör verlor. Das kam erst nach ein paar Tagen wieder.«



Ursula Heller in Insterburg

Das neue Zuhause: eine Zimmerecke

Die Kinder wurden von den russischen Soldaten bis ins nächste Dorf getrieben. In einem Bauernhof wurde ihnen ein Strohlager in einer Zimmerecke zugewiesen. Hier lebten sie anderthalb Jahre lang. In dieser Notsituation war sich jeder selbst der Nächste.

»Da merkte ich, wie grausam Erwachsene sein können. Wir waren wehrlose Kinder und sie haben uns das Wenige, was wir hatten, weggenommen. Wenn ich mal etwas Essbares aufgetrieben und an die Geschwister verteilt habe, haben sie es uns aus den Händen gerissen. Ich habe dann die Sachen versteckt oder draußen vergraben, damit sie vor ihnen sicher waren.«

Die Kinder wurden immer wieder Zeugen brutaler Vergewaltigungen. »Die russischen Soldaten kamen meist in der Nacht und haben die Frauen grausam vor unseren Augen vergewaltigt. Auf uns Kinder haben sie keine Rücksicht genommen.

Mir selbst ist nichts passiert, denn ich war klein und zierlich und hatte noch keine Brüste. Aber die jungen Mädchen, die körperlich weiter entwickelt waren als ich, wurden nicht verschont. Eines Nachts klopfen versprengte

deutsche Soldaten an die Tür und bettelten um Unterkunft und Essen. Da haben die Frauen geschrien: »Haut ab, ihr habt uns das eingebrockt!« und haben nicht aufgemacht.

Dann hieß es eines Tages: »Woina kaputt, Krieg kaputt.« Die Erwachsenen haben nicht geglaubt, dass der Krieg zu Ende war. Sie haben gedacht, die Soldaten kommen noch, befreien uns und wir können nach Hause. Die Erwachsenen haben mal wieder dummes Zeug geredet.

Nach dem Krieg haben wir gehört, was KZs waren, was die deutschen Soldaten in Russland angerichtet haben. Das haben uns die Russen erzählt, die Deutsch konnten. Wir sollten uns nicht wundern über das, was uns jetzt geschähe, hieß es immer, denn wir hätten das mit ihnen auch gemacht.«

Als Wolfskind in Polen

Am Anfang gab die Bäuerin den Kindern gelegentlich etwas zu essen, aber bald hatte sie selbst nichts mehr. Sie suchten in den verlassenen Häusern abseits des Dorfes nach Lebensmitteln.

»Die Leute hatten Angst, denn es ging ihnen schlecht, wenn Russen kamen. Auch ich musste ständig hellhörig sein und aufpassen. Jeden Tag musste ich überlegen und entscheiden: Wo können

Stalinorgel

Die Rote Armee setzte Mehrfach-Raketenwerfer ein, die in schneller Folge Geschosse abfeuern konnten. Da die Raketen angeordnet waren wie Orgelpfeifen, nannten die Deutschen sie Stalinorgeln, nach dem sowjetischen Staatschef und Oberbefehlshaber Josef Stalin.

»Ich hatte in der ersten Zeit immer wieder Todesangst. Aber irgendwann ist man todesbereit und denkt bei einer neuen Gefahr nur noch: Gut, jetzt ist es eben so weit. Jetzt muss ich sterben.«

URSULA HELLER | 6. OKTOBER 2011

wir nach Essbarem suchen? Wo ist Gefahr, wo ist es sicher? Wann müssen wir umkehren, um zu Hause zu sein, bevor es dunkel wird? Wir lebten nur für den einen Tag. Was am nächsten Tag sein würde, wussten wir nie.«

Die Kinder waren die einzigen Waisen im Dorf, aber in den Wäldern trieben sich Jungenbanden herum. »Vor denen haben wir uns versteckt. Denn die waren grober und größer als ich, und manche auch böse. Wir hatten Angst, dass sie uns schlagen oder etwas wegnehmen.«

Ursula und ihre Geschwister waren den ganzen Tag draußen, um Essbares zu suchen oder zu erbeteln. Denn sie hatten niemanden, der ihnen etwas zusteckte. »Ich war ein Wolfskind, auch wenn wir in Pommern und nicht in Litauen waren. Mir sind dabei Kräfte gewachsen. Der tierische Instinkt ist in mir zum Vorschein gekommen. Denn ich musste mit allem zurechtkommen, mit dem Wetter, mit Tieren, mit Pflanzen, mit den anderen Menschen. Dabei war ich erst zwölf Jahre alt, klein und mickrig. Die Kleinen musste ich zusammenhalten, denn ich hatte ja die Verantwortung für sie. Ich war ihre Ersatzmutter und habe sie immer getröstet. Diese Erwachsenenrolle musste ich für sie durchstehen. Um zu überleben, musste ich manchmal auch streng sein: ›Ihr müsst machen, was ich sage. Wenn ihr das nicht macht, laufe ich euch weg.‹ Das habe ich oft angedroht. Aber ich habe deshalb kein schlechtes Gewissen. Was sollte ich machen? Irgendeine Erziehungsmaßnahme musste ich haben, damit es klappt, sonst wären wir zugrunde gegangen. Ich habe sie gerettet und sie haben mich

gerettet. Denn ich denke oft, wenn ich nicht die Verantwortung für meine Geschwister gehabt hätte, hätte ich es nicht geschafft. Ich hätte mich aufgegeben. Es war einfach zu viel.«

Wundbrand, Typhus und Läuse

Für Ursulas schwere Verletzung am Bein gab es weder Salbe noch einen Verband. Frauen rieten ihr, Breitwegerich darauf zu legen, um den Wundbrand zu heilen. Im Frühjahr und Sommer pflückte sie die Blätter, die am Wegesrand wuchsen, und legte sie auf die Wunde. »Ich hätte das Bein verlieren können, wenn das tiefer gegangen wäre. Mit Breitwegerich habe ich mein Bein gerettet.«

Wegen der schlechten hygienischen Bedingungen brachen Epidemien aus. »Wir hatten Typhus und Ruhr abwechselnd. Einmal hatte ich ein Sterbeerlebnis: Ich war ohnmächtig oder im Koma. Die Erwachsenen dachten, ich sei tot. Sie hätten mich fast lebendig begraben. Ich schwebte über mir, kriegte alles mit, konnte aber nichts machen. Mit letzter Kraft bin ich zurück ins Leben gekommen. Denn ich wusste: Du kannst nicht sterben, sonst sind die Kleinen auch bald tot. Die Erwachsenen hätten sie aus dem Haus gejagt, um unsere schöne Ecke für sich zu haben.«

Der kleine Bruder erkrankte schwer an Typhus und kam in ein Haus mit anderen Kranken. »Sie haben sie dort nicht behandelt. Die sollten sterben. Aber ich habe gedacht: Mein Bruder stirbt nicht!« Deshalb brachte sie ihm Essen, so oft sie konnte. Eines Tages bekam sie eine Wurst. Sie teilte sie durch drei und ging zu ihrem Bruder.

»Wir durften ja keine Berührung haben, weil er in Quarantäne war. Aber wir mussten ihm das Stück Wurst direkt in die Hand geben, sonst hätten es ihm andere weggenommen. Deshalb haben wir gerufen: »Klaus soll ans Fenster kommen.« Er beißt rein und sagt: »Das sind aber viele Würmer!« »Ja«, sage ich, »die schmecken gut.« Ich hatte schon gesehen, dass die Wurst voller Maden war, aber ich hatte gedacht: Er ist so klein, er merkt das nicht. Aber er hat es gemerkt. Gegessen hat er die Wurst trotzdem.«

Jeden Tag lauschten die Kinder sich stundenlang gegenseitig und knackten Nissen. »Trotzdem waren wir völlig verlaust, denn wir haben uns immer wieder frisch angesteckt.«

»Brennnesseln verdanke ich mein Überleben«

Ursula Heller wusste mit ihren zwölf Jahren nicht, welche Pflanzen essbar sind. Als im Frühjahr die Brennnesseln wuchsen, sah sie, dass die Frauen sie pflückten. »Wir haben hauptsächlich von Brennnesseln gelebt. So hatten wir wenigstens etwas im Magen.«

Die Kinder ernährten sich außerdem von Löwenzahn und im Sommer und Herbst von Früchten. Sie gingen auf die Felder und Wiesen und sammelten, was sie finden konnten. Gelegentlich sahen sie ein Huhn. »Wir haben den Hühnern die Eier unterm Hintern weggeholt. Ein Ei haben wir uns zu dritt geteilt. Wir haben es aufgeklopft und dann roh gegessen.«

Eines Tages fanden sie einen Pflaumenbaum voller reifer Früchte. Sie nahmen so viele Pflaumen mit, wie sie tragen konnten.

»Wir hatten viel zu viel, um es auf einmal zu essen, denn ich habe von unserem Essen immer nur ein bisschen zugeteilt, damit wir noch etwas für die nächsten Tage hatten. Deshalb bin ich zur Bäuerin gegangen und habe um Gläser gebeten. Sie hat mir gesagt, ich solle heißes Wasser drübergießen. Ich wusste doch nicht, wie man Obst haltbar macht. Ich war ja nicht auf dem Land groß geworden. Un-



Flüchtlingsjunge | 1945

ser Vorrat an Pflaumen ist schlecht geworden, sie haben gegärt. Da habe ich so geweint. Geblieben ist mir aus dieser Zeit eine große Dankbarkeit allem Essbaren gegenüber. Jedes Jahr im Frühling pflücke ich Brennnesseln und esse sie. Ich verehere diese Pflanze wie eine Reliquie, denn ich verdanke ihr mein Überleben.«

Schuhe aus Bindfaden

Die Schuhe der drei Kinder waren völlig zerschlissen und fielen auseinander. Da fand Ursula eine Rolle Bindfaden. Handarbeiten hatte sie in der Schule gelernt. Sie bat die Bäuerin um eine Häkelnadel, und dann häkelte sie aus dem dünnen weißen Faden Puschen für sich und ihre Geschwister. Als Sohlen diente ihr Sackleinen, das sie mit der

Häkelnadel befestigte. »So war das eben damals. Mir hat ja niemand geholfen. Ich musste immer etwas austüfteln, Fantasie haben, wie ich was benutzen und verwenden kann. Das war meine größte Leistung. Und dann musste ich aufpassen, dass die Erwachsenen mir das nicht wieder wegnehmen, was ich gebastelt oder irgendwo gefunden hatte.

2003 habe ich im Jüdischen Museum in Riga solche Puschen gesehen. Genau solche Puschen, wie ich sie damals gehäkelt habe. Da bin ich zusammengebrochen. Ich stand vor dieser Vitrine und habe so geweint, dass ich keine Luft mehr bekam. Ich habe geschluckt und geschluckt und um Atemgerungen. Meine Mitreisenden haben nicht verstanden, was plötzlich mit mir los war.«

Die Feinde haben geholfen

In den ersten Monaten war Pommern von russischen Truppen besetzt, danach folgte polnisches Militär. Die Russen verteilten keine Lebensmittel, aber wenn ein Soldat die Kinder traf, gab er ihnen etwas von seiner Ration ab.

»Die kannten uns ja und wussten vielleicht, dass wir Waisen waren. Die Russen sind kinderlieb, sie hatten uns gern. Deshalb haben sie uns etwas aus ihrem Beutel abgegeben. Es waren die schönsten Erlebnisse in der ganzen Zeit, wenn uns die russischen Soldaten etwas zu essen geschenkt haben. Und wenn sie Musik gemacht haben, war das für mich eine große Freude. Sie haben so schön gesungen. Bis heute liebe ich die russischen Lieder. Ich habe keinen Russenhass. Später kamen die Polen. Die haben uns Kindern auch nichts getan. Sie haben uns ebenfalls gelegentlich geholfen, uns eine Portion Essen gegeben, was sie gerade so hatten, eine dicke Scheibe Brot zum Beispiel. Die haben wir drei Geschwister dann geteilt. Es war nie viel, was sie gaben, denn sie hatten ja selbst nichts. Mit den deutschen Erwachsenen war dagegen nicht zu rechnen. Jeder wollte überleben. Da war denen alles egal. Geholfen haben mir nur die ehemaligen Feinde.«

Der einzige Freund

Als die Polen Pommern in Besitz nahmen, musste Ursula Heller für die Soldaten arbeiten. Ihre Aufgabe war es, die Pferde des polnischen Regiments zu hüten. »Der Leithengst kam immer zu mir. Er senkte den Kopf. Dann stand ich auf, habe ihn umarmt, mich an seinem Hals gewärmt und mit ihm gesprochen, ihm alles, was mich bedrückte, was passiert war, erzählt. Auf dem Pferd reiten, das Pferd lieb haben, das war für mich ein großes Glück. Denn es war immer bei mir. Da entstand in mir dieses Gefühl der Rettung, des Aufgehobenseins, der Wärme. Das Tier war alles für mich.«

Vertreibung aus Polen

Im Spätsommer 1946 arbeitete Ursula auf dem Feld. Da kam eines Tages die kleine Schwester angerannt und schrie: »Die Leute werden zum Bahnhof gebracht, die werden alle weggeschafft.« Ursula rannte zu ihrem Haus. Die Deutschen mussten auf einen Leiterwagen klettern. Der polnische Bürgermeister des Dorfes befahl den Kindern: »Ihr bleibt hier!«

Aber Ursula wollte nicht als einzige Deutsche mit ihren Geschwistern zurückbleiben. Also flüsterte sie ihnen zu: »Wir gehen mit. Ihr müsst euch verstecken. Geht ganz vorn auf den Wagen und kriecht unter die Beine der Leute. Dann sieht euch der Bürgermeister nicht.« Dann versteckte auch sie sich auf dem Wagen. So kamen sie zum Bahnhof.

»Wir wussten nicht, wo es hinging. Niemand hat uns etwas gesagt. Es hätte auch Sibirien sein können.« Die Fahrt im offenen Viehwaggon ging aber Richtung Westen. Im Zug befanden sich nicht nur ehemalige Flüchtlinge aus Ostpreußen, sondern auch Pommern, die vertrieben wurden. In Stettin hielt der Zug an.

»Wir halten auf einem Abstellgleis. Dann kommen Polen, die machen gar nicht erst die Türen auf, sondern klettern gleich oben drüber. Die reißen den Leuten das Gepäck unterm Po weg. Vor allem den Pommern, die ja noch ihre Habseligkeiten da-

beihaben. Das ist für mich der nächste Schock. Oh mein Gott, hört das nie mehr auf? Alle schreien, sind fix und fertig. Ich kann das nicht mehr hören. Es ist so grausam.«

Stumm im Waisenhaus

Die Geschwister erreichten Pankow im sowjetischen Sektor von Berlin. »Wir wurden registriert und dann in ein Waisenhaus nach Criwitz in Mecklenburg gebracht. Sie haben aufgeschrieben, meine Mutter sei tot. Dabei habe ich gesagt: »abhanden-gekommen«. Nun kann ich die Verantwortung für meine Geschwister abgeben. Ich bin nicht mehr zuständig. Ich will nichts mehr sehen, nichts mehr hören. Ich mache nichts mehr. Ich kann nicht mehr. Und dann bin ich verstummt. Ich habe einfach nicht mehr gesprochen. Ich weiß nicht, was mit mir

war. Wahrscheinlich ist es so: Bei großer Belastung verliert man seine Sprache.«

Die Heimleiterin, Tante Anni genannt, hatte Angst um das stumme Mädchen und kümmerte sich deshalb besonders intensiv um sie. Der Arzt hatte festgestellt, dass sie durch das lange Hungern nicht gewachsen war. Ursula war zu klein und zu schwach, um in die Schule zu gehen. »Außerdem sprach ich ja nicht, was sollte ich da in der Schule?« Aber Tante Anni versuchte alles, um Ursula zu helfen. Sie schickte sie in den Kirchenchor. »Gesprochen habe ich nicht, aber gesungen. Da fing ich bei der schönen Musik an zu weinen. Ich sang und weinte, ganze Bäche.«

In einem unterschieden sich die drei aber von den anderen Kindern im Waisenhaus: Sie hatten als einzige Haare auf dem Kopf. »Alle wurden kahl



Flüchtlinge warten im brennenden Hafen von Kolberg | Februar / März 1945

geschoren, weil sie verlaust waren. Nur wir durften unsere Bubiköpfe behalten, denn wir hatten kaum Läuse. Dafür hatten wir hart gearbeitet und das wurde jetzt belohnt.«

Im Waisenhaus brach Flecktyphus aus. Die Geschwister hatten bereits Typhus gehabt und waren dadurch vermutlich immun gegen die Krankheit. Als einige Heimkinder starben, war Ursula verzweifelt: »Da wollte ich nicht mehr leben. Ich habe gedacht, es lohnt sich nicht, es hat keinen Zweck mehr. Wenn das so weitergeht, was soll es noch alles geben? Die Welt ist aus den Fugen.«

Der Vater findet seine Kinder

»Dann fanden wir eines Tages meinen Vater wieder.« Denn eine Küchenhilfe aus dem Waisenhaus floh im Frühjahr 1947 über die Grenze nach Holstein in die englische Zone und gelangte in das Durchgangslager in Bad Segeberg. Dort war auch der Vater seit seiner Entlassung aus der englischen

Kriegsgefangenschaft. Im Lager hatte er Zettel aufgehängt: *Ich suche meine Frau und meine Kinder.* Die Küchenhilfe sah die Zettel und meldete sich bei ihm: »Ihre Kinder sind im Heim. Von der Mutter wissen sie nichts.«

Der Vater schickte sofort Geld und Papiere nach Criwitz. Nach acht Monaten konnten die Geschwister das Waisenhaus endlich verlassen. Sie sollten über Friedland ausreisen. Aber in Ilsenburg im Harz wurden sie von den Sowjets zwei Wochen lang festgehalten. »Die Papiere stimmten angeblich nicht mehr. Wir mussten warten, bis mein Vater neue Papiere und Geld schickte. Dann erst kamen wir nach Friedland. Dort wurden wir entlaust, bekamen Fahrkarten und wurden in den Zug nach Bad Segeberg gesetzt.

Wir kommen im Lager an und sagen, wer wir sind. »Ach, euer Vater hat uns alles erzählt und eure Mutter ist auch schon da.« Denn in der Zeit, als wir in Ilsenburg festgehalten wurden, ist meine Mutter von Russen in Lübeck an der Grenze abgegeben worden und war ebenfalls ins Lager Bad Segeberg gekommen.«

Das Schicksal der Mutter

»Meine Mutter war in Kolberg, als die Russen kamen. Sie hat Entsetzliches durchgemacht. Erst waren ihre beiden Söhne gestorben, dann hat sie uns verloren. Da waren fünf Kinder weg. Nach der Eroberung von Kolberg wurde sie sehr oft und grausam vergewaltigt. Sie wollte nicht mehr leben und hat versucht, Selbstmord zu begehen. Aber weibliche russische Offiziere haben sie gefunden und gerettet. Die konnten etwas Deutsch. Sie tat ihnen leid, weil sie all ihre Kinder verloren hatte, da haben sie sie als Haushälterin zu sich genommen. Die Frauen arbeiteten in einer sogenannten fahrenden Kommandantur. Meine Mutter hat für sie gekocht, gebügelt und geputzt. Sie hat alles sehr gut gemacht, die Uniformen blitzten und blinkten. Meine Mutter hat es gut gehabt bei den Russinnen. Sie haben sie gehegt und gepflegt. Die Frauen



Ursula Heller bei ihrer Konfirmation

haben sie zur Sauna oder zum Friseur mitgenommen. Weil sie so gut gearbeitet hat, haben sie sie aus Dankbarkeit an die Grenze gebracht und sie auch noch ausstaffiert. Zwei aus Sperrholz gebastelte Koffer haben sie vollgepackt, sogar Bettzeug haben sie hineingestopft. Das war damals viel wert. Sie haben ihr alles an die Grenze getragen. Sie hatte keine Papiere, deshalb kam sie ins Lager nach Bad Segeberg, um registriert zu werden, und traf dort auf meinen Vater.«

Wiedersehen mit den Eltern

Die Kinder wurden nach ihrer Ankunft in Bad Segeberg gleich zu den Eltern gebracht. Die standen in der Tür und warteten auf sie.

»Mein Vater ist im Hintergrund. Ich sehe nur meine Mutter. Sie steht in der Tür und sagt nur: ›Na, dann kommt mal rein.‹ Weiter nichts. Da habe ich gedacht: Hast du etwas falsch gemacht? Hätten wir lieber sterben sollen? Da ging es mir noch einmal richtig schlecht und ich wollte nicht mehr leben.

Meine Mutter hatte Traumata, die man sich nicht vorstellen kann. Sie hat uns in den folgenden Jahren betreut, aber sie war nicht mütterlich. Sie war kaputt. Ich habe sie damals nicht verstanden. Ich habe sie aber nicht gehasst, dafür war ich selbst viel zu schwach und erledigt.

Als wir ankamen, war ich 14 Jahre alt und wog 27 Kilo. Deshalb kam ich im Sommer zur Erholung in ein Sanatorium an der Ostsee. Ich war so mickrig, da hat der Arzt gesagt: ›Die geht uns jetzt noch ein.‹ Aber die Heimleiterin hat mich lieb gehabt. Ich war ihr Küken und musste so viel essen, wie ich konnte. So hat sie mich hochgepäpelt.«

Der schwere Neubeginn

Bald waren sie wieder vier Geschwister, denn im Dezember 1947 wurde eine kleine Schwester geboren. Die Nachkriegszeit war sehr schwer für die Familie. Sie waren bitterarm. Der Vater fand keine Arbeit. »Ich bekam eine Erziehungsbeihilfe, damit ich zur Schule gehen konnte. Damit haben meine Eltern die Miete für unsere winzige Wohnung bezahlt. Sonst wären wir wieder in einer Baracke gelandet.«

Die Flüchtlinge hatten noch ein anderes großes Problem: Sie waren bei der einheimischen Bevölkerung nicht willkommen. »Es war schrecklich. Sie haben uns gemieden. Sie wussten nicht, was wir hinter uns hatten, und schrien uns nach: ›Ihr verdammten Polacken, was wollt ihr hier? Geht doch nach Hause!‹«

Obwohl Ursula zwei Jahre lang nicht zur Schule gegangen war, war sie eine gute Schülerin. Trotzdem musste sie nach der Mittleren Reife abgehen, um einen Beruf zu ergreifen und Geld für die Familie zu verdienen, denn der Vater war immer noch ohne Arbeit.

»Es war ein Heer von Arbeitslosen. 1954 gab es eine Umsiedlungsaktion, denn Schleswig-Holstein war überbevölkert von Flüchtlingen. Da hat meine Mutter gesagt: Damit mein Vater Arbeit in der Fabrik kriegt, ziehen sie nach Nordrhein-Westfalen. Ich bin alleine in Bad Segeberg geblieben. Ich war ja schon 21. Außerdem steckte ich gerade in den Prüfungen und wollte meine Lehre unbedingt beenden, denn woanders hätte ich wieder von vorn anfangen müssen. Dadurch wurde unsere Familie wieder auseinandergerissen. Es waren eben schlechte Zeiten.«